„Groteskes Stück“

Ein Jahr nach dem Tsunami wissen viele Hilfsorganisationen immer noch nicht, wie sie die Spendenmillionen verwenden sollen.

Das Gelände der ehemaligen Graf-Yorck-Kaserne liegt abgeschieden vor den Toren Soests, und es bietet reichlich Stauraum – um Sachen abzulegen, die niemand wirklich braucht. In Halle 45 beispielsweise sind etwa 3000 Pakete gestapelt. Zwischen den Paletten hockt ein riesiger roter Plüschelefant, in den Kartons stecken Videorecorder oder Spiegelreflexkameras.

Die gebrauchten Sachen sollten eigentlich zugunsten der Opfer des Tsunami per Ebay versteigert werden. Doch das Internet-Auktionshaus und die Deutsche Post stießen mit ihrer Aktion „Wir wollen helfen“ an die Grenzen des logistisch Machbaren. 250 000 Pakete von hilfswilligen Spendern trudelten ein – einen Teil davon verschenkten die Firmen dann etwa an den Kreisverband Soest des Deutschen Roten Kreuzes. Der will sie nun als „Füllmaterial“ auf Lastwagen packen, die mit Hilfsgütern nach Weißrussland fahren. Sicher braucht dort jemand einen Plüschelefanten.

Dass eine überbordene Spendenbereitschaft auch zur Belastung werden kann, mussten kurz nach dem Tsunami vor einem Jahr nicht nur die Amateurhelfer von Ebay und Post feststellen. Auch Vertreter professioneller Hilfsorganisationen wie der Caritas sprechen auf Veranstaltungen zum Jahrestag des Seebebens nun vom „Spenden-Tsunami“, der manche einfach überrollt habe. „Es ist sehr viel Gutes mit den Spenden gemacht worden, aber es ist auch Geld verschleudert worden“, sagt Thomas Gebauer, Geschäftsführer von Medico International.

Aufgeschreckt von den apokalyptisch anmutenden Bildern, spendeten Bundesbürger Hilfsgüter und Geld wie noch nie. So kam die Rekordsumme von 670 Millionen Euro zusammen – und damit mehr Geld, als manche Helfertruppe sinnvoll ausgeben konnte (siehe Grafik).

Die „Aktion Deutschland hilft“, ein Zusammenschluss mehrerer Hilfsorganisationen, hat noch rund 80 Millionen Euro Tsunami-Spenden in Reserve, das Deutsche Rote Kreuz parkte etwa 30 Millionen auf Tagesgeldkonten.

Die Spendenflut stellte besonders kleine Hilfsorganisationen vor ein ungewohntes Problem: Wohin mit dem ganzen Geld? Vielen sei es darum gegangen, den Spendern schnell Ergebnisse präsentieren zu können, sagt Heinz Peters, Tsunami-Koordinator der Deutschen Welthungerhilfe. „Wir hatten anfangs einen Kampf um besonders prestigeträchtige Projekte“, bilanziert auch ein Helfer von Terre des Hommes. Kein Wunder, bei der Arbeit in Sri Lanka stießen seine Kollegen auf Mitarbeiter von etwa tausend anderen Hilfsorganisationen.

Um in dem Wettkampf bestehen zu können, widmeten sich viele Organisationen zunächst den Fischern, deren Häuser und Boote die Flutwelle zerschmettert hatte. So wurden in Indien vorschnell Hunderte Katamarane angeschafft – die für den Fischfang viel zu instabil sind. In manchen Fischergemeinden gebe es jetzt so viele Boote, dass die Überfischung der Küstengewässer und ein Überangebot auf den Märkten drohe, sagt Gebauer.

Einheimische in Sri Lanka klagen zudem über Häuser, die hastig ohne Baugenehmigung errichtet wurden – und nun wieder abgerissen werden müssen. Staunend stehen sie auch vor Bergen gebrauchter Wintermäntel, die in dem Tropenland keiner tragen mag.

Rupert Neudeck, Gründer der Hilfsorganisation Cap Anamur, glaubt, dass die Bundesregierung den Wettkampf unter den Helfern noch verschlimmert habe. Es sei ein „groteskes Tollhausstück“ gewesen, dass der Kanzler blitzschnell 500 Millionen Euro zusagte und Deutschland mit Abstand an die Spitze der Geberländer setzte: Japan spendierte 378 Millionen Euro, die USA 265 Millionen.

Viel klüger wäre es, wenn der Staat die Höhe des privaten Spendenaufkommens künftig abwarten und sich dann antizyklisch verhalten würde, glaubt Peter Neher, Präsident des Deutschen Caritasverbands. So ließe sich mangelnde private Spendenbereitschaft – wie nach dem Erdbeben in Pakistan – besser ausgleichen. Bisher kamen für die Menschen im Himalaja vergleichsweise bescheidene 50 Millionen Euro zusammen. Die Hilfsorganisationen dürfen jedoch ihre Tsunami-Gelder nicht nach Pakistan umleiten, denn die Spenden wurden meist ausdrücklich für Opfer des Seebebens gesammelt und sind damit zweckgebunden.

Den Schritt, den die Ärzte ohne Grenzen machten, wollten viele nicht mitgehen. Als die Mediziner 110 Millionen Euro aus aller Welt für die Nothilfe im Tsunami-Gebiet auf ihren Konten hatten, baten sie ihre Spender, die Zweckbindung aufzuheben. Die meisten stimmten zu – die Ärzte haben nun fast 80 Millionen Euro für die Arbeit in nicht so populären Krisengebieten übrig.

Guido Kleinhubbert

Spendengala „Deutschland hilft“*: *Wettkampf unter*

Spenden für die Tsunami-Opfer
aus Deutschland, in Millionen Euro

Gesamt	**670,0**
davon für:	
„Aktion Deutschland hilft“	125,0
Deutsches Rotes Kreuz	124,6
Unicef	99,0
Caritas	52,1
Diakonie Katastrophenhilfe	44,2
„Aktionsbündnis Katastrophenhilfe“	40,7
Ärzte ohne Grenzen	39,0
Welthungerhilfe	28,0
Kindernothilfe	14,5
Terre des Hommes	12,6

DER SPIEGEL

* Am 3. Januar auf Sat.1.

MAX KOHR

den Helfern

ein Fahrtenmesser, zerschlitzte seine Schulter, zwölf Zentimeter lang, drei Zentimeter tief. Kein Schmerzempfinden.

Wir müssen weg hier, sagte Anja, zur Straße. Dort stoppte sie einen Wagen, ein Thailänder raste mit den beiden nach Patong, ins Krankenhaus.

Die Straße nach Patong war die immanente Grenze von Khao Lak, das Paradies war in Wahrheit eine Doppelwelt: links Whirlpools, rechts Wellblech. Auf der Meeresseite der Nationalstraße 4 ragten die Hotels auf, Festungen des Müßiggangs, manche fünfsternig wie das noble „Le Meridien“, die meisten im mittleren Segment wie das Palm Beach. Auf der anderen Seite, am Saum des Dschungels und der Kautschukplantagen, standen die Hütten und Häuser der Thailänder – die morgens unauffällig in die Hotels schwärmten, um Blumen zu gießen und Currys zu kochen. Die soziale Trennlinie zwischen diesen Welten wurde von beiden Seiten bereitwillig akzeptiert. Die Thailänder genierten sich ihrer Armut und wollten nicht wirklich, dass die Falangs ihnen ins Wohnzimmer starren. Den Urlaubern wiederum genügte es, gelegentlich an einer Bude eine scharfe Suppe zu essen und so das authentische Thailand zu kosten. Mehr musste nicht sein. Schließlich wollte man braun werden und sich nicht den Magen verderben.

Der Tsunami an jenem Tag mischte alles auf. Er entwurzelte Palmen, zersplitterte Möbel, trug Dächer ab und verwirbelte die sozialen Grenzen, die Toten und Überlebenden aller Länder. Alle waren plötzlich gleich auf dieser Straße.

Tum, die Managerin, Maem, das Zimmermädchen, Guido Platzer und Anja Hensel, die Touristen aus Europa, hatten überlebt. Für sie alle begann eine Zeit der Panikattacken, der Träume und Geister. Und dazwischen, unwirklich und flackernd, das Gefühl von Dankbarkeit.

Tum, die Managerin, hatte ihren Freund verloren, ihr Arbeitsplatz, das Green Diamond, war verwüstet. Sie verbrachte die ersten zwei Tage und Nächte bei einer Freundin, jede Nacht träumte sie von Geistern, die zu ihr ins Zimmer traten und sich auf sie legten, und immer musste sie die Toten von sich wegschieben und erklären, dass sie lieber allein im Bett schlafen wolle. Und bald fuhr auch ihr toter Freund in den Träumen vor, er fuhr den roten Nissan, den sie gemeinsam gekauft hatten, er winkte ihr zu.

Um nicht verrückt zu werden vor Einsamkeit und Trauer, machte Tum sich am übernächsten Tag auf zum Palm Beach. Sie übernahm es, in den folgenden Wochen die Hotelsafes hinter der Rezeption zu bewachen, denn inzwischen gingen Plünderer um. Dank Tum blieben die Safes unversehrt, bis sie unter Polizeiaufsicht geöffnet wurden – so dass nach einem halben Jahr Anja Hensel tatsächlich ihre eingelagerten Travellerschecks zurückbekam. Später wurde das Palm Beach zur Notunterkunft für Helfer.

In den folgenden Monaten wurde Khao Lak aufgeräumt, aufgebaut. Die Touristen waren ausgeflogen. An ihrer Stelle kamen die „Freunde von Salem“ aus Deutschland. Eine Studentenabordnung aus Singapur. Die Freimaurerloge aus Australien. Rotarier aus Italien und Frankreich.

Sie habe augenblicklich, sagt Anja, mit dem Leben abgeschlossen. Schade um unsere Liebe.

Das „Rajaprajanugroh“-Waisenhaus wurde gebaut, für 660 Kinder, von denen viele nachts schweißgebadet aufwachen und nach ihren Eltern schreien. Im Palm Beach rief der Besitzer seine Belegschaft zusammen: Er habe seine Frau, seine beiden Töchter, seinen Sohn verloren, sagte er – aber er wolle dennoch weitermachen. Tum setzte er als Managerin ein. Die Mönche kamen ins Hotel, um die aufgebrachten Geister der Toten mit Gesängen zu beruhigen. Die Straße wurde neu asphaltiert. Khao Lak wollte wieder sein, was es gewesen war, das bessere Thailand.

AARON HUEY / POLARIS

Überlebende Maem
Jetzt sind alle gleich

Aber es gelingt nicht.

Etwa 20 Prozent der Hotels sind wieder aufgebaut. Deren Auslastung, bis auf die zwei Hochsaisonwochen um Weihnachten, liegt oft nur bei zehn Prozent. Die Tourismusunternehmer von Khao Lak beschweren sich: Für Patong wurde geworben, für Khao Lak nicht, die Tourism Authority of Thailand gesteht bedrückt ihr Versäumnis ein. Unlängst gab es zwei Tsunami-Alarme in Khao Lak, die Sirenen jaulten, die Menschen stürmten in Panik die Berge hinauf. Der Direktor des Tsunami-Warnzentrums entschuldigte sich später, ein Techniker habe den falschen Knopf gedrückt. Es war nicht der Knopf, sagen manche, es waren die Geister, sie haben Khao Lak verzaubert.

Für die Überlebenden ist es gleichfalls, als hätte man in ihrem Leben einen unbekannten Knopf gedrückt. Tum und ihr Freund wollten eine gemeinsame Zukunft; Tum hat diesen Traum begraben, sie macht weiter, immer weiter, wie unter Schock.

Anja Hensel und Guido Platzer fuhren nach Khao Lak, um herauszufinden, ob sie sich ihrer Liebe sicher sein könnten. Sie fanden es heraus: nicht in einer milden Tropennacht am Strand, sondern in einem Badezimmer, das mit stinkendem Wasser voll lief. Aber sie fanden unter Lebensgefahr eine Klarheit und Sicherheit, die ihnen zuvor fehlte. Es habe ihm nichts ausgemacht, erzählt Guido Platzer heute, seine Karriere bei Philips aufzugeben. Sie müssten jetzt glücklich werden, das seien sie dem Schicksal schuldig. Ich glaube, ich habe gelernt, was wichtig ist im Leben.

Und das wäre?

Das Leben selbst ist wichtig, sagt er.

Die physischen Wunden sind verheilt bei den beiden, die gelegentlichen Panikattacken und Depressionen abgeklungen. Im nächsten Jahr wollen sie nach Khao Lak reisen, ins Palm Beach Resort, sie wollen die Patenschaft für ein Kind aus Khao Lak übernehmen.

Maem, das Zimmermädchen, kündigte. Der Tsunami habe sie gelehrt, sagt sie, dass alle Menschen gleich seien, ob Touristen oder Einheimische. Maem hatte zwar als Zimmermädchen gearbeitet, aber sie hegte stets den Wunsch, ein eigenes Business anzufangen, obwohl sie wenig Kapital hat, obwohl sie Angst hat, es könnte schief gehen, weil die Geister eifersüchtig sein können. Man muss die Geister respektieren, sagt Maem, sie sind gefährlich.

Sind sie auch allmächtig?

Sie lässt sich den Ausdruck übersetzen. Denkt nach. Nein, sagt sie, das nicht. ◆